

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 30 (1947)
Heft: 7

Artikel: Zwei Freidenkerstückchen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409748>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bibelglauben erwies sich aber schließlich die naturwissenschaftliche Religionskritik, die sich insbesondere auf die Darwinsche Lehre stützte. Heute neigen wir mehr zu einer psychologischen und soziologischen Religionskritik, weil wir längst erkannt haben, daß man mit der Vernunft allein (Rationalismus) wenig gegen die Religion ausrichten kann, da diese ein sozialpsychologisches Gebilde darstellt.

Dies alles haben wir zu bedenken, ehe wir leichtsinnig auf die Waffe der Wissenschaft verzichten; diese hat ihren Namen von «wissen» und nicht von irgend einem Glauben. Dieser trägt immer irgendwie einen zwangsneurotischen Charakter an sich, beinhaltet demnach in irgendeiner Form eine Illusion. In diesem Sinne hat der Begründer der Psychoanalyse, Sigmund Freud, sein antireligiöses Buch «Die Zukunft einer Illusion» geschrieben. Gegen jeden Agnostizismus verwahrt sich Freud, indem er darauf hinweist, «daß die Aufgabe der Wissenschaft voll umschrieben ist, wenn wir sie darauf einschränken, zu zeigen, wie uns die Welt infolge der Eigenart unserer Organisation erscheinen muß, daß die endlichen Resultate der Wissenschaft gerade wegen der Art ihrer Erwerbung nicht nur durch unsere Organisation bedingt sind, sondern auch durch das, was auf diese Organisation gewirkt hat ...» Freud schließt mit den beherzigenswerten Worten: «Nein, unsere Wissenschaft ist keine Illusion. Eine Illusion aber wäre es, zu glauben, daß wir anderswoher bekommen könnten, was sie uns nicht geben kann.»

Gewiß gibt es auch reaktionäre Wissenschaftler, aber wir dürfen niemals der Wissenschaft selbst zur Last legen, was diese Dunkelmänner — aus politischen Gründen — an Mißbrauch ihres Wissens verschulden. Gerade diese Feinde des sozialen Fortschritts gebrauchen *nicht* das Argument, das ihnen K. B. unterschiebt, nämlich die Verächtlichmachung eines «Glaubens an die Atomenergie», sondern behaupten, daß die Theologie aus dem richtig verstandenen Wissen um den neuen Kausalitätsbegriff in der Physik Kapital für ihren Glauben heraus schlagen kann. (Vgl. «Wunderlicher Wunderglaube» im «Freidenker» vom 1. September 1946.) Zum Schluß möchte ich davor warnen, das Kind mit dem Bade auszuschütten, indem

von sozialistischer Seite nicht nur gegen bürgerliche Reaktionen, sondern überhaupt gegen die «bürgerliche» Wissenschaft Stellung genommen wird. Ich verweise darauf, daß kein Geringerer als Karl Marx die Errungenschaften der bürgerlichen Wissenschaft anerkannt hat und sich nicht scheute, aus der an sich reaktionären, weil idealistischen Dialektik Hegels herauszuholen, was ihm für seine materialistische Geschichtsauffassung brauchbar erschien. Er war es auch, der als einer der ersten die Bedeutung der Darwinschen Lehre erkannte und er ließ sich nicht dadurch beirren, daß Darwin selbst sich in der Einleitung zu seinem Werk entsprechend salviert hatte: «Nach meiner Meinung stimmt es besser mit den der Materie vom Schöpfer (!) eingeprägten Gesetzen überein, daß das Entstehen und Vergehen früherer und jetziger Bewohner der Erde durch sekundäre Ursachen veranlaßt werden ...»

Und Lenin, der es nicht unter seiner Würde hielt, sich mit der bürgerlichen Philosophie auseinanderzusetzen, ja diese Aufgabe für so wichtig hielt, daß er sein Buch «Materialismus und Empirioskritizismus» mitten in der revolutionären Epoche verfaßte, betonte immer wieder, daß die Sozialisten alle Ursache haben, sich die Ergebnisse der bürgerlichen Forschung anzueignen. Andernfalls würden sie selbst den Ast absägen, auf dem sie sitzen. Der Sozialismus will auch nicht die kapitalistische Produktion abschaffen, sondern im Gegenteil weiterführen, um zu einer höheren Stufe der Güterproduktion zu gelangen, die einer künftigen, die ganze Erde umfassenden Bedarfswirtschaft zu dienen hat. Auch hier gibt es bürgerliche Schrittmacher wie z. B. Popper-Lynkeus («Nährpflicht»), an den die bürgerlichen Technokraten anknüpfen. Schließlich soll noch daran erinnert werden, daß die Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus, Karl Marx und Friedrich Engels, sowie Lenin, der die sozialistische Theorie in die Tat umsetzte, bürgerlicher Abkunft waren. Es konnte gar nicht anders sein, denn wie hätten die Proleten, die erst sehr spät den Achtstundentag errangen, den Weg zur Wissenschaft finden sollen, den Weg vom hoffnungsvollen Glauben an ein besseres Diesseits zum Wissen um die Entwicklungsgesetze des sozialen Werdens.

Hartwig.

in Bilbao Verträge zur Lieferung von Erz ab, und häufig trabte die Begräbnisselein zu den Minen, damit ihr Herr einen Blick auf seine Arbeiter werfen konnte. Auch an kirchlichen Feiertagen. Mächte man ihm darüber Vorwürfe, so antwortete er: «Gewiß ist nach den Vorschriften unserer Mutter, der Kirche, heute Festtag, und die reichen Leute sollen die Feste auch innehalten. Aber ich möchte nicht, daß meine Arbeiter einen Taglohn verlieren — außerdem muß ich ja auch meinen kontraktlichen Verpflichtungen gegenüber dem Besitzer der Mine nachkommen.»

So brachte er es schließlich dahin, daß seine Ersparnisse sich auf vierzigtausend Duros (1 Duro ungefähr 4 Schweizer Franken) beliefen. Dennoch gedachte er mit Bedauern jener vergangenen Zeiten, da er seinen Fuß zum erstenmal in seinen Sprengel setzte und «man noch leben konnte, wie es einem gefiel, ohne Bischöfe und allerlei Behörden!» In jenen Tagen hatte der Pfarrer sein Gotteshaus eingeweiht, zu dessen Schutzpatron er den heiligen Antonius erkor. Zur Begründung dieser Wahl führte er an: «Sankt Antonius ist der Schutzherr der Tiere, und hier in Gallarta gibt es so viele Ochsen ...»

Zwei Freidenkerstücke

Aus dem Bändchen «Wanderlust und Bergfreude», von Prof. Th. Hartwig. (Wien 1928, Verlag Rudolf Cerny).

Es ist meine Überzeugung, daß ein richtiger Naturfreund nur Freidenker sein kann. Wer seine andächtige Freude in der freien Natur findet, der hat nichts mehr übrig für die dumpfe Abgeschlossenheit einer Kirche; wer nach Luft und Sonne dürstet, den

leidet es nicht mehr in dem weihrauchdurchschwängerten mystischen Dunkel eines Ortes, der einem lebensverneinenden Gotte geweiht ist, dessen Reich nicht von dieser Welt ist: wer Freiheit und Bewegung liebt, der bekennt sich zum Diesseits und sagt sich los von jenem engbrüstigen Dogmenglauben, der im Interesse der herrschenden Klasse demütige Schäflein züchtet, die sich willig scheren lassen. Unser Gruß «Bergfrei» kann nur aus freier Seele erklingen; ein Naturfreund darf sich nicht zu jener Sklavenreligion bekennen, die gut genug war für das Lumpenproletariat des absterbenden Römerreiches, jedoch eines modernen, klassenbewußten Proletariats unwürdig ist. ...

Daß aber ein Naturfreund auch manchmal praktischen Nutzen aus seinem Freidenkertum ziehen kann, das sollen die folgenden selbsterlebten Geschichten beweisen.

* * *

Vor einigen Jahren kam ich einmal mit meinem Führer nach einer Ueberquerung der Oetztaleralpen ins Kaunsertal. Es war an einem Sonntag, an dem bekanntlich die Tiroler Führer keine Bergtour unternehmen: der Tag des Herrn darf nicht entweiht werden. Die bigotten Tiroler gehen zwar selber zumeist nicht in die Kirche, sondern postieren sich während der Messe nur vor der offenen Kirchentür, während die Weiberleut' für ihr eigenes und für das Seelenheil ihrer Männer beten. Das Geplärre paßt auch besser für das schwache Geschlecht. Nach dem Kirchgang wandern die Mannerleut' ins Wirtshaus und feiern den Ruhetag auf ihre Weise. Jedenfalls enthalten sie sich nicht nur der Feldarbeit, sondern auch der Bergarbeit.

Schweden — Land der religiösen Sekten

Ein Volk ohne Freidenker

II.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bildete sich in Stockholm eine Vereinigung für Religionsfreiheit, der freisinnige Wissenschaftler, Politiker, Pädagogen und Publizisten angehörten. Dieser Kreis, der als eine Gruppe wirklicher Freidenker bezeichnet werden kann — u. a. hat auch August Strindberg ihr angehört —, kam wöchentlich zu einem Diskussionsabend im Haus ihres Vorsitzenden, des Kulturpolitikers *Anton Nyström*, zusammen und hatte einen maßgebenden Einfluß auf eine als «Kulturradikalismus» bezeichnete Bewegung, die zwischen 1880—1890 eine bedeutende, oder vielmehr revolutionisierende Rolle im politischen Leben Schwedens spielte. Als die bahnbrechenden Ereignisse dieser Bewegung gelten folgende drei Begebenheiten: im Jahre 1879 erschien Strindbergs Buch «Das rote Zimmer»; im November 1881 hielt der Organisator der schwedischen Sozialdemokratie, der Schneider *August Palm*, in Malmö seinen ersten sozialistischen Vortrag und im Jahre 1882 wurde in Uppsala die radikale Studentenvereinigung *Verdandi* gegründet.

Zu dieser Zeit war ein junger Student, *Viktor Lennstrand*, eine führende Erscheinung in der christlichen Studentenbewegung Uppsalas. Er war, wie August Strindberg und so viele andere hervorragende Schweden, von einer religiöswärmerischen Mutter im streng christlichen Sinne erzogen worden. Ueber Lennstrands Kindheit heißt es in einer von seinem Jugendfreund *O. Ljungdahl* verfaßten Lebensbeschreibung: «Er besuchte lieber die freireligiösen Erweckungsveranstaltungen, wo die Strafreden der Prediger den Kummer der Leute weckte und die Seelen sich in Angst vor ihren Sünden wanden und nach Erlösung riefen. Viele verloren dabei den Verstand, andere riefen Halleluja und waren glücklich.» Am Totenbett seiner Mutter hatte er ihr das Versprechen gegeben, Missionar zu werden. Er hielt es in dem Sinne, daß er als Fünf- undzwanzigjähriger äußerte: «Meine Mutter wollte, daß ich

Missionar werde; ich bin es geworden. Nicht aber um die Heiden zum Christentum, sondern um die Christen zur Wahrheit zu bekehren.» Dieser Mann, dem man nach seinem Tode die Bezeichnung «der nordische Apostel der Entchristlichung» gegeben hat, war der einzige in diesem Lande, der es je gewagt hat, nicht nur die kirchlichen Einrichtungen, sondern die Religion selbst direkt zu bekämpfen. Denn selbst Strindberg, den man zuweilen als «den großen Gotteslästerer» bezeichnet, hat sich nur darauf beschränkt, die kirchliche Institution anzugreifen; der religiöse Glaube hingegen schien ihm berechtigt, da — wie er im Sinne Voltaires äußerte — «doch die Schuhe existieren, man den Schuhmacher nicht verleugnen könne».

Im September 1887 hielt Lennstrand in Uppsala seinen ersten antireligiösen Vortrag: «Ist das Christentum eine Religion für unsere Zeit?» Es folgten einige Vorträge dieser Art, bis wenige Monate später, im Januar 1888, eine Notiz im «Sozialdemokraten» mitteilte, daß Lennstrand auf Grund seiner antireligiösen Propaganda von der Universität verwiesen sei und ihm von seinen Angehörigen jede Unterstützung entzogen wurde. Gleichzeitig wurde ihm vom städtischen Polizeimeister verboten, weitere Vorträge zu halten. Von nun an widmete er sein Leben ausschließlich der antireligiösen Propaganda; fortwährende Verfolgungen, Verleumdungen und Anklagen war die Folge seines unerschrockenen Wirkens. In den folgenden sechs Jahren — nur diese wenigen Jahre waren ihm noch zu leben vergönnt — wurden sieben behördliche Anklagen gegen ihn erhoben und in vier Prozessen wurde er zu Strafen von insgesamt vierzehn Monaten Gefängnis verurteilt. Manchmal hatte er gerade ein Gefängnis verlassen, um wenige Tage später nach einem Vortrag wiederum wegen Gotteslästerung verhaftet und ins nächste Gefängnis gebracht zu werden.

Im Jahre 1888 wurde die erste Freidenker-Vereinigung in Schweden, *Utilistiska samfundet*, gegründet. Viktor Lennstrand, der die führende Persönlichkeit der neuen Organisation war,

Wir beide, mein Führer und ich, hatten eine ganze Woche in der Fels- und Gletschereinsamkeit verbracht. Wir waren von Vent aufgestiegen, überquerten das Kesselwandjoch, nahmen Standquartier im Brandenburgerhaus, statteten der Weißkugel einige Besuche ab und achteten wirklich nicht auf den Kalender. So war es denn zufällig ein Sonntag, an dem wir wieder talab bummelten.

Als wir in die Nähe des Dorfes Feuchten kamen, da merkte ich gleich, daß etwas los sei, denn mein Führer wollte sich in die Büsche schlagen und auf einem Feldweg der Kirche ausweichen. «Nichts da, Gruberfranzl!», sagte ich. «Ein echter Naturfreund forcht sich erstens nicht. Zweitens: mitgegangen, mitgefangen und — wenn's sein muß — mitgegangen. Drittens bin ich Freidenker und bin noch mit allen Jesuiten fertig geworden.» Sprach's und nahm, den Hut ins Genick geschoben, Hände in den Hosentaschen, Eispickel lose eingeklinkt, die Mitte des Weges, breitspurig ausschreitend; Gruberfranzl kleinlaut neben mir. So kamen wir bis zur Kirche. Die Bauern nahmen eine drohende Haltung ein: «Ho, der Gruaber! Wo host denn heunt dö Meß g'hört?»

Ich trat vor und sprach salbungsvoll: «Pax vobiscum!»* Die Messe hab' ich selber g'lesen und der Gruberfranzl hat ministriert. *Mundus vult decipi!***

* Friede sei mit euch! ** Die Welt will getäuscht werden!

Ich erhob segnend meine Hand über dreißig verdutzte Bauernschädel und — schritt würdevoll von dannen. Als wir außer Hörweite waren, prustete mein Führer los: «Dös hoscht großartig g'mocht, Professor!» Und noch lange mußten wir lachen. Aber, es hätte auch schief ausgehen können.

* * *

«Dieses war der erste Streich, doch der zweite folgt sogleich,» sagte der humorvolle Menschenkenner Wilhelm Busch.

An einem stürmischen Nachmittag — es hatte auch tüchtig geschneit — kamen wir auf eine Almhütte. Die schon sehr übertragene Sennerin empfing uns recht mürrisch. Ich dachte noch bei mir: «Wenn man so ein schiaches Trum' Weibsbild vor sich hat, dann begreift man, warum es auf der Alm ka Sünd' gibt.» Da wir aber Durst hatten, überwand ich meine «Abneigung auf den ersten Blick» und bat in liebenswürdiger Weise um ein Glas Milch.

«I hob ka Milch,» brummte die unholde Weiblichkeit.

«Ich will ja nicht Ihre Milch, sondern eine von den Kühen,» flötete ich in sanftem Tone. Sie schaute mich springgiftig von der Seite an, schob ihr ungeschlachtetes Massiv durch die Stalltür und schlug mir dieselbe vor der Nase zu und riegelte ab. «Du Professor,» meinte der verdutzte Gruberfranzl, «da ischt nix z'moch'n.» Vor keiner noch so greulichen Gletscherspalte hätte mein Führer diese entmutigenden Worte gesprochen, aber das ewig Weibliche

hatte seine ganze Kraft eingesetzt, um ihr die Wege zu bahnen und eine Volksbewegung auf breiter Grundlage aus ihr zu machen. Anfangs stand die Organisation auf gleicher Linie mit der Sozialdemokratischen Partei, die in ihr einen unentbehrlichen Bundesgenossen im Kampf gegen die reaktionären Mächte sah und von dem damaligen unvergleichlichen Führer der schwedischen Sozialdemokratie, *Hjalmar Branting*, wohlwollend unterstützt wurde. Sehr bald wurde jedoch der rücksichtslose Kampf, den die Freidenkerorganisation führte, in der Partei als störend und hinderlich empfunden. Die unausbleibliche «Kinderkrankheit des Radikalismus», die zu solchen Uebertreibungen und Vereinseitigungen führte, war, daß aus den Reihen der Freidenker ein bevorzogter Rang für ihre Organisation gegenüber der Partei beansprucht wurde, da die Arbeiter vermeintlich erst vom christlichen Glauben befreit werden mußten, bevor sie überhaupt fähig seien, den Kampf für ein menschenwürdiges Dasein zu führen; dies verursachte einen heftigen Streit zwischen beiden Organisationen, so daß die Partei sich von der Freidenkerorganisation abkehrte und sie schließlich offen bekämpfte. Nachdem erst August Palm sich öffentlich gegen ihre antireligiöse Propaganda ausgesprochen hatte, trat der damalige Führer der südschwedischen Arbeiter, *A. Danielsson*, gegen sie und besonders gegen Lennstrand persönlich in den Kampf; er machte geltend, daß ein im christlichen Sinne gläubiger Arbeiter ein ebenso wertvoller Genosse wie ein Freidenker sein könne und verwahrte sich dagegen, daß durch das Wirken der Freidenker die religiösen Gemüter verletzt würden. Wiederum äußerte sich in besonderer Weise die tiefe Religiosität der schwedischen Frau: der junge Danielsson bekannte freimütig, daß er seiner Mutter das Versprechen gegeben habe: «icke röra vid Gud» (Gott unangetastet zu lassen) und daß endlich viele Frauen ihre Söhne im gleichen Sinne beschwören, nicht das zu verletzen, was ihnen heilig sei. Der Streit endete schließlich damit, daß selbst Branting in einer Kundgebung, die von beiden Organisationen einberufen war, gegen Lennstrand auftrat und sich von der Freidenkerorganisation distanzierte. Man richtete sich nach der deutschen Sozialdemokratie, die 1891 im Erfurter Programm die Religion als Privatsache erklärt hatte und lediglich die Trennung der Kirche vom Staat und die der Schule von der Kirche forderte.

Die Formulierung, im gleichen Wortlaut übernommen, hat die schwedische Partei seither in ihrem Programm beibehalten.

Im Jahre 1893 erkrankte Lennstrand und war — bis zu seinem Tode im November 1895 — fast ununterbrochen an seinem Krankenlager gefesselt. In seiner Sterbestunde verfaßte er eine Botschaft an seine Mitstreiter, in der es heißt: «Ein letzter Dank an alle, die mich in meinem Kampf unterstützten. — Ich sterbe zufrieden in dem Glauben an ein Zukunftsvolk, das frei von Böswilligkeit, Vorurteilen und Aberglauben ist, und an eine Gesellschaftsordnung, in der Wohlwollen und Güte herrscht. Für dieses Geschlecht und für diese Gesellschaftsordnung zu arbeiten, ist höchste Religion.» Er war erst 34 Jahre alt, als er starb; die Umstände seiner Krankheit — er erkrankte unmittelbar nach einem antireligiösen Propagandavortrag —, sein langes schweres Leiden wie sein früher Tod wurde natürlich von stupiden Gemütern weidlich in dem Sinne gedeutet, daß Gottes Strafgericht sich hier besonders zuverlässig erwiesen habe. Wohl hatte Lennstrand in jugendlich überschwenglicher Weise und aus dem überreizten Gemüt eines ewig verfolgten und verleumdeten Menschen es zuweilen an taktischer Einsicht fehlen lassen; der Bruch mit der Partei wäre sicher zu vermeiden gewesen, wenn nicht der kluge, besonnene, einsichtige Branting sich genötigt gesehen hätte, gegen Lennstrand aufzutreten, der später jedoch den lauternden Charakter Lennstrands und die persönliche Hingabe an seine von ihm als richtig erkannte Sache rühmend hervorgehoben hat. Stets im Kampf gegen menschliche Willkür, Unterdrückung und Unrecht, erhob der große norwegische Dichter *Bjørnstjerne Bjørnson* auch jetzt seine Stimme gegen die Schmähungen der Christen: «Lennstrand war, der er war: in seiner Art einzig in der ganzen Welt. — Die Christen hatten kein Recht, ihn zu mißhandeln; wir anderen nicht, ihn zu versäumen.»

(Schluß folgt)

Das gemeinschaftliche Ziel des Despotismus und des Priestertums ist Einförmigkeit, und Einförmigkeit ist ein notwendiges Hilfsmittel der menschlichen Armut und Beschränkung.

Schiller.

läßt ihn immer wieder seine tapfere Männlichkeit vergessen: «Das Weib is a notwendig's Uebel,» philosophiert er oft, «da ischt nix z'moch'n».

«Gruberfranzl,» sagte ich in strafendem Tone, «du bist a guter Führer, aber von Psychologie hast du keine Ahnung. Paß auf, in zehn Minuten haben wir unsere Milch.»

Entsetzt starrte er mich an: «Professor, du wüllst stöhl'n? Oda gor mit G'walt ...?»

Ich gab ihm keine Antwort, sondern schlich um den Stall; er mir nach, entschlossen, das Schrecklichste zu verhindern. So kamen wir zum mächtigen Düngerhaufen hinter der Hütte; dort war — wie ich richtig vermutet hatte — ein rückwärtiges Türl.

Trotz des infernalischen Gestankes kletterte ich über das natürliche Bollwerk und kam auf diesem nicht ganz gewöhnlichen Wege in den Stall. Die Sennerin, welche gerade im Melken begriffen war, fauchte uns an: «Wos wöllt's denn no do?» und machte eine verdächtige Bewegung nach einem mit Spülwasser gefüllten Zuber.

Ich ließ mich nicht abschrecken, trotzdem mich mein Führer ängstlich am Aermel zupfte: «Also, Sie woll'n uns keine Milch geben?»

«Naa ...», lautete die resolute Antwort.

«Guat is,» sagte ich gleichmütig, stellte mich in Positur, rollte mit den Augen, beschrieb mit der rechten Hand drei große Kreuze

in der Luft und erhob drohend meine Stimme: «In des Dreiteufels Namen! Die Küh' soll'n keine Milch mehr geb'n! Das Vieh soll verreck'n ...»

Weiter kam ich nicht. «Jessamarandjosef!» schrie gellend die Sennerin und — verabreichte uns, an allen Gliedern zitternd, die verlangte Milch.

Was sie uns in echt christlicher Nächstenliebe versagt hatte, das opferte sie willig auf dem Altare ihres Aberglaubens. Als gute Katholikin war sie nämlich fest überzeugt, daß man das Vieh mit dem bösen Blick verhexen könne. Aus dem Herrgott machte sie sich nicht allzuviel; der war ein guter Kerl, der alle Sünden verzieh, wenn man nur einen richtigen Beichtzettel hatte. Aber mit dem verflixten Teufel wollte sie es sich doch nicht verderben.

Ich hatte sie richtig bei ihrer schwachen Seite gepackt; das kommt davon, wenn man Freidenker ist.

* * *

Als wir schmunzelnd die noch dampfende Milch schlürften, sah mich der Gruberfranzl bewundernd von der Seite an; dann rückte er mit einem Anliegen heraus: «Du, Professor, wia hoaßt dö neiche Wissenschaft, wos du do praktiziert host?»

«Psychologie,» antwortete ich geschmeichelt.

«So, so,» meinte er gedankenvoll. «Viechologie?» Und nach einer Weile setzte er hinzu: «Woast, Professor, dös muaßt ma lernen; dös kunt i guat brauch'n — bei meina Olt'n.»